

Czernin



HELLA
PICK



UNSICHTBARE MAUERN



*Die abenteuerliche Reise
einer der größten politischen
Journalistinnen zu den
Gipfeln und Abgründen
der Zeitgeschichte*

Hella Pick

UNSICHTBARE MAUERN

*Die abenteuerliche Reise einer der größten
politischen Journalistinnen zu den Gipfeln
und Abgründen der Zeitgeschichte*

Aus dem Englischen
von Jacqueline Csuss



Hella Pick

UNSICHTBARE MAUERN

*Die abenteuerliche Reise einer der größten
politischen Journalistinnen zu den Gipfeln
und Abgründen der Zeitgeschichte*

Aus dem Englischen
von Jacqueline Csuss

Czernin Verlag, Wien

Pick, Hella: Unsichtbare Mauern. Die abenteuerliche Reise einer der größten politischen Journalistinnen zu den Gipfeln und Abgründen der Zeitgeschichte / Hella Pick

Wien: Czernin Verlag 2022

ISBN: 978-3-7076-0777-2

Titel des Originals: Invisible Walls. A Journalist in Search of Her Life

Copyright der deutschen Ausgabe © 2022 Czernin Verlags GmbH, Wien

Copyright © Hella Pick, 2021

Translation Copyright © Jacqueline Csuss, 2022

First published by Weidenfeld & Nicolson, London

Published in the German language by arrangement with Weidenfeld & Nicolson / The Orion Publishing Group Ltd, London

Lektorat: Karin Raschhofer-Hauer

Autorinnenfoto: David Levene, Eyevine, picturedesk.com

Umschlaggestaltung und Satz: Mirjam Riepl

Coverabbildungen: Privat und The Guardian

ISBN Print: 978-3-7076-0777-2

ISBN E-Book: 978-3-7076-0778-9

Alle Rechte vorbehalten, auch das der auszugsweisen Wiedergabe in Print- oder elektronischen Medien

*Gewidmet
George Weidenfeld - in memoriam
und
Matthew & Jemima - der nächsten Generation*

Inhalt

Danksagung
Vorwort

KAPITEL 1

Goodbye Österreich - Hello England

KAPITEL 2

Friedliche Kriegszeiten: Aufwachsen im Lake District

KAPITEL 3

Der Krieg geht zu Ende - Das Erwachsenenleben beginnt

KAPITEL 4

Die Neue in Afrika

KAPITEL 5

Die Vereinten Nationen zu meinen Füßen

KAPITEL 6

Verliebt in Narendra

KAPITEL 7

Zwischen den zwei »U« – UNO und USA

KAPITEL 8

Genf – Das Tor nach Europa

KAPITEL 9

Ein Domizil in London für die Jüdin auf Wanderschaft

KAPITEL 10

Eine Geschichte von Liebe und Verletzungen

KAPITEL 11

Ein Ende des Kalten Kriegs zeichnet sich ab

KAPITEL 12

Das Intermezzo mit dem Aga Khan

KAPITEL 13

Puzzleteile

KAPITEL 14

Brückenjahre – Zurück zu meinen Wurzeln

KAPITEL 15

Das Leben mit George

KAPITEL 16

Hat sich die Reise gelohnt?

ANHANG

Ella Elegy

Danksagung

Auf den folgenden Seiten betritt ein großes internationales Ensemble aus Angehörigen, Freunden, Liebhabern, Kollegen, Politikern, Diplomaten, Prominenten und weniger Prominenten die Bühne, das seinen Auftritt in der Chronik meines Lebens zwei Menschen verdankt: meiner Agentin Felicity Bryan, die mich angespornt hat, dieses Buch zu schreiben, sein Erscheinen aber leider nicht mehr erleben durfte, und Alan Samson, dem Verlagschef von Weidenfeld & Nicolson, der dieses Abenteuer unterstützt und mit Elan und Freundschaft begleitet hat. Beiden bin ich zu großem Dank verpflichtet.

Nicola Glucksmann, Linda Christmas, Simon May und Michael Maclay waren bereit, einige ausgewählte Kapitel zu lesen. Ihrer genauen Lektüre verdanke ich wichtige Kommentare und Erkenntnisse - sollte ich ihren Rat nicht immer befolgt haben, mögen sie es mir verzeihen.

Inhaltlich stützt sich das Buch zumeist auf mein eigenes, eher durchwachsenes Gedächtnis und die wenigen erhalten gebliebenen Unterlagen und Briefe, auf die Artikel und Reportagen, die ich u. a. für die Tageszeitung *The Guardian* schrieb, und auf meine Protokolle für das *Institute of Strategic Dialogue* von George Weidenfeld. Großen Dank schulde ich Katherine Viner, der Chefredakteurin des *Guardian*, und ihrer Genehmigung, aus meinen Artikeln zu zitieren, sowie Richard Nelsson für den Zugang zum digitalisierten Archiv des *Guardian*.

Nach dem Ableben von Felicity Bryan im Juni 2020 vertrat zunächst ihre Kollegin Carrie Pitt meine Interessen, seit 2021 bin ich bei der Agentur PFD und bei deren Chefin Caroline Michel in guten Händen.

Aus Pandemiegründen war es mir leider nicht möglich, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bei Weidenfeld & Nicolson, die an diesem Buch mitgewirkt haben, persönlich kennenzulernen. Umso wichtiger ist es mir, ihnen für das Lektorat und ihre guten Ratschläge zu danken. Celia Hayley arbeitete sich systematisch durch mein überlanges Manuskript und kürzte dort, wo es gut und vernünftig war; Lucinda McNeile verdanke ich das gründliche Lektorat von *Invisible Walls* und der Korrektor Simon Fox legte großes Augenmerk auf Details und glättete noch letzte Kanten. Das Endprodukt ist selbstverständlich allein meine Verantwortung.

Es war von Anfang an mein großer Wunsch und meine Hoffnung, dass diese Memoiren nicht nur in englischer Sprache erscheinen, sondern auch in deutscher Übersetzung, um in meinem Heimatland Österreich und in Deutschland gelesen werden zu können. Für mich war es daher eine besondere Freude, dass Dr. Hannes Androsch und André Heller das Erscheinen dieses Buchs in Österreich für wichtig hielten und die Verbindung zum Czernin Verlag herstellten.

Bei Czernin empfing man mich mit großer Liebenswürdigkeit, und die freundliche Zusammenarbeit mit dem Verleger Benedikt Föger ist für mich ein Vergnügen.

Auch für die Unterstützung des Österreichischen Nationalfonds möchte ich mich an dieser Stelle bedanken.

Diese Ausgabe wäre natürlich nicht ohne Jacqueline Csuss zustande gekommen, die mit großem Einsatz und tiefem Verständnis eine erstklassige Übersetzung

geschaffen hat. Ihr wie auch der Lektorin Karin Raschhofer schulde ich großen Dank.

Vorwort

15. März 1939 - London, Liverpool Street Station: die Ankunftshalle, eine verunsicherte Kinderschar, unter ihnen das Kindertransport-Kind mit der Nummer 4672, ein elfjähriges Mädchen aus Wien. Es hört, wie sein Name aufgerufen wird. Zu den Pflegeeltern, die es unter ihre Fittiche nehmen werden, sagt es »goodbye«, es ist das einzige englische Wort, das es kennt. Das Kind weiß nicht, ob es seine Eltern je wiedersehen wird. Nur fünf Monate später wird der Zweite Weltkrieg ausbrechen und zum Auslöser für den Holocaust werden.

3. Dezember 1989 - Malta, das sowjetische Kreuzfahrtschiff *Maxim Gorkiy*: eine geräumige Lounge, die Kulisse für ein Gipfeltreffen mit Präsident Bush. Die Korrespondentin für die Vereinten Nationen der Tageszeitung *The Guardian* sitzt mit Michail und Raissa Gorbatschow, dem sowjetischen Außenminister Schewardnadse und Angehörigen des sowjetischen Militärkommandos beim Kaffee. Die sowjetische Führung wartet auf den US-Präsidenten, sie wirkt entspannt. Mr. Bush taucht an diesem Tag nicht mehr auf, das schlechte Wetter nagelt ihn auf einem US Destroyer auf hoher See fest. Das Gipfeltreffen findet am nächsten Tag statt und läutet das Ende des Kalten Krieges ein.

9. Mai 1996 - London, die Vorstandsetage des *Guardian*: die Abschiedsfeier für die langjährige außenpolitische Redakteurin, eine Gelegenheit für hausinterne Anekdoten

und wohlwollenden Spott. Von einem selbst ernannten *poeta laureatus* stammt die »Ella Elegy«. Sie enthält einen Weckruf:

Ruft auf die illustren Exzellenzen
Aus Hellas Fundus an Referenzen
Mogule reich wie Rockefeller
Schillernde Schönheiten aus Kneller
David Mellor, Uri Geller
Nicht jedoch (weil tot) Ben Bella
Vielleicht aber Pérez de Cuéllar?

Dazu all jene, die zur Feier es nicht schafften,
hier ein Auszug aus den Grußbotschaften:

»Hella im Ruhestand? *That's absurd.*
Mit Gruß und Kuss« - Douglas Hurd.
»Wie? Weg will man sie loben? Also,
Das verbitt' ich mir« - David Owen.
Mag're Zeiten, Reisen grad nicht drin,
Ich heb das Glas auf Dich - Boris Jelzin.
»Hella, wer? Kennt man vom Fernseh'n?
Ähh ...« - Nancy, oops, Ronald Reagan.
»Du bleibst bis 90, Hella silly,
bis dann - Love«, Bill und Hilly.
Dazu noch Süßholz von Denis Healey,
geraspelt auf Polnisch und in Swahili.

Ob Mandarin, ob Guardianista,
Schlagt Krach, räumt leer den Keller,
Hebt das Glas und trinkt auf »unsere Hella!«*

Nummer 4672 und die *Guardian*-Journalistin sind ein und dieselbe. Ich hatte es weit gebracht in diesen

siebenundfünfzig Jahren, die Reise war aber noch nicht zu Ende: Ich sattelte noch einmal um, und die nächsten zwanzig Jahre arbeitete ich für George Weidenfeld und sein *Institute for Strategic Dialogue*, das mir neue Welten erschloss. Ein amerikanischer Kollege nannte mich einmal die »ewig Reisende«, dabei war ich den Großteil meines Lebens in London zu Hause. Meine berufliche Laufbahn verlief jedoch alles andere als sesshaft, und im Grunde ist die Suche des Flüchtlings nach Sicherheit und Geborgenheit bis heute nicht zu Ende.

Journalisten wird gerne ein glamouröses Leben nachgesagt. Was mich betrifft, habe ich tatsächlich viele Prominente aus Politik, Diplomatie und Kunst kennengelernt und interviewt; wirklich entscheidend war aber immer mein persönliches Engagement, die Bereitschaft, hart zu arbeiten, und ganz besonders die Fähigkeit, das Vertrauen der Gewährsleute, der Chefredakteure und der Leser zu gewinnen. Eine Handvoll führender Politiker, darunter Abubakar Tafawa Balewa, der erste Premierminister Nigerias, der frühere deutsche Bundeskanzler Willy Brandt und der ehemalige polnische Ministerpräsident Mieczysław Rakowski, wurden gute Freunde. Ich war in Danzig in der St.-Brigida-Kirche, der Hauskirche der Solidarność, als Lech Wałęsa den Friedensnobelpreis erhielt. Ich begleitete den ehemaligen Außenminister Sir Geoffrey Howe zum höchsten Aussichtspunkt auf dem Chaiber-Pass, wo wir auf roten Plüschsofas saßen, während in den Tälern unter uns der Krieg in Afghanistan wütete und wir von den »Khyber Rifles« gebrieft wurden. Ich interviewte den rumänischen Präsidenten Ceaușescu und war mit ihm bei Premierminister James Callaghan in der Downing Street 10 zum Mittagessen eingeladen. Der polnische Ministerpräsident Jaruzelski überreichte mir einen Strauß

roter Rosen, und der bulgarische Staatschef Schiwkow vertraute mir an, dass er den Sowjets gerne mit der Lieferung schadhafter Waren eins auswischte. Präsident Kennedy fiel ich bei einer Party in seinem Feriendomizil Hyannisport unabsichtlich in die Arme, und ich saß neben dem Aga Khan, als sein legendäres Rennpferd Shergar den St. Leger gewann und zum letzten Mal gesehen wurde, ehe es auf ungeklärte Weise verschwand.

In meiner Schulzeit wollte ich nie Journalistin werden. Auch an der *London School of Economics*, an der ich später studierte, beschränkte sich mein schriftstellerischer Ehrgeiz auf das Verfassen von Essays und Seminararbeiten. Dass ich nach dem Studium bei einem Magazin namens *West Africa* landete und als »Commercial Editor« (Wirtschafts- und Handelsredakteurin) eingestellt wurde, war reiner Zufall.

Das war 1957. Die Informationstechnologie samt ihren revolutionären Veränderungen steckte noch nicht einmal in den Kinderschuhen. Meine Artikel entstanden auf mechanischen, oft einrastenden Schreibmaschinen, und wenn ich unterwegs war, musste ich sie den »copy takers« – ein im Nachrichtengeschäft inzwischen ausgestorbenes Gewerbe – mithilfe von Notizen per Telefon diktieren. Die Telefonverbindung, sofern vorhanden, war meist schlecht, und für die Übermittlung von Nachrichten an die Londoner Redaktion stand sonst nur Telex zur Verfügung, eine Form von Telegrafie, die heute ebenfalls Geschichte ist. Ich lernte meinen Beruf ohne Internet, ohne Smartphone, ohne Google, Twitter, Facebook oder Berichterstattung rund um die Uhr. Die Konkurrenz durch die sozialen Medien und die selbst ernannten Privatreporter, mit der sich professionelle Journalisten von heute herumschlagen, gab es allerdings auch noch nicht. Die augenblickliche Nachrichtenübermittlung war pure Science-Fiction. Einmal

saß ich mehrere Tage lang auf einer Exklusivmeldung über einen politischen Mord in der Republik Kongo fest, weil es keine Möglichkeit gab, sie nach London zu übermitteln.

Zeitungen konnten nur in gedruckter Form gelesen werden. Da sie zu bestimmten Uhrzeiten in Druck gingen, lautete eine goldene Regel, Abgabetermine unter allen Umständen und immer einzuhalten. Die Mitgliedschaft bei der Journalistengewerkschaft war bei fast allen Zeitungen obligatorisch und die Gehälter wurden von der Gewerkschaft verhandelt. Die Nachrichtenagenturen stützten sich auf Geschäftsmodelle, die aus heutiger Sicht unvorstellbar antiquiert anmuten.

Zu Beginn meiner Karriere gab es kaum Frauen, die über außenpolitische Angelegenheiten schrieben. Die wenigen damals von den Medien beschäftigten Frauen berichteten über Inlandsthemen und Soziales, sie schrieben für die »Seite der Frau«, eine Kategorie, die selbst von progressiven Nachrichtenmedien erst sehr spät abgeschafft wurde. Frauen im Außenressort wurden als exotisch angesehen und von einer abgeschotteten, ausschließlich männlichen Welt mit ihrem bewährten Mix aus Kameradschaft und scharfer Konkurrenz fast immer als unerwünschte Eindringlinge wahrgenommen.

Zu meinem großen Glück verbrachte ich die ersten Lehrjahre beim Magazin *West Africa*. Für die Berichterstattung über die politische und verfassungsrechtliche Unabhängigkeit der westafrikanischen Länder war damals eine Handvoll hervorragender Journalisten zuständig, zu denen Colin Legum und Basil Davidson vom *Observer* und André Blanchet und Philippe Decraene von *Le Monde* gehörten. Sie waren mit den westafrikanischen Verhältnissen bestens vertraut und verfügten über einen reichen Fundus an Wissen über die Region. Als die unerfahrene Hella Pick

auftauchte, hießen sie mich willkommen, halfen mir über die ersten Hürden und teilten ihre Kontakte und Informationen mit mir. Später, als ich schon mehr Erfahrung hatte, lernten wiederum sie die Informationen zu schätzen, die sie von mir bekamen. Ich begriff mich damals nicht als Wegbereiterin, geschweige denn als Vorbild für andere Journalistinnen. Und später, als immer mehr Frauen den Beruf ergriffen und die Gleichstellung mit ihren männlichen Kollegen und die vollständige Öffnung der Medien forderten, schloss ich mich ihren Kampagnen zu meiner ewigen Schande nicht an. Ich blieb eine »Ein-Personen-Show«, die es vorzog, über interessante Frauen zu schreiben und am eigenen Beispiel zu beweisen, dass Frauen in den Medien – wie auch sonst überall – Männern ebenbürtig und oft sogar überlegen sind.

Die Jahre beim Magazin *West Africa* waren in vielerlei Hinsicht die glücklichste und entspannteste Zeit meines Lebens. Sie ermöglichten mir, einer liebevollen, aber auch übermäßig klammernden Mutter zu entkommen, die mich nur ungern gehen ließ. Ich hatte eine anspruchsvolle und zutiefst befriedigende Arbeit gefunden, lernte bemerkenswerte afrikanische Politiker kennen und beteiligte mich an den Debatten über die unterschiedlichen Formen staatlicher Unabhängigkeit, die damals so erbittert und polarisierend geführt wurden wie jene um den Brexit heute. Vor allem aber plagten mich in jener Zeit keine Selbstzweifel. Das Bewusstsein, dass ich eine von zahllosen Flüchtlingen war, die ungeachtet ihrer Leistungen und Erfolge ein Leben lang von Unsicherheiten geplagt werden, war noch nicht ganz bei mir angekommen.

Zu dieser Erkenntnis gelangte ich erst mit der Zeit und erst nachdem ich die kleine, aber feine Welt des *West-Africa*-Magazins hinter mir gelassen und mich als *Guardian*-Korrespondentin für die Vereinten Nationen

einem viel weiter gefassten Horizont zuwandte. Meine Karriere schritt voran. Doch mein Leben war von einem nicht enden wollenden Bedürfnis nach Anerkennung für meine Arbeit und ihre Erstklassigkeit geprägt, während in der Liebe ständig die Frage im Raum stand, ob meine Hingabe auch wirklich uneingeschränkt erwidert würde. Für ein erfülltes Leben ist Unsicherheit keine gute Voraussetzung. Auch wenn es nicht half, so erkannte ich mit der Zeit, dass ich damit nicht alleine war. Den Flüchtling, der dieses Gefühl nicht kennt, muss ich erst kennenlernen - auch wenn er oder sie anders damit umgeht als ich. Das hat mich zwar nicht daran gehindert, mich vollständig in die britische Gesellschaft zu integrieren, aber die Ursache dieser grundlegenden Verunsicherung ist und bleibt die Tatsache, dass ich der eigenen Herkunft entrissen und um meine Wurzeln gebracht worden war.

Mir des Problems bewusst zu sein, verleitete mich glücklicherweise nicht dazu, über der Vergangenheit zu brüten und ihr nachzutruern, sondern den Blick stets nach vorne zu richten und weiterzugehen. In den über dreißig Jahren als *Guardian*-Korrespondentin arbeitete ich in den USA und in Europa. Ich berichtete über die Kuba-Krise und die Ermordung Kennedys, über den Selma-nach-Montgomery-Marsch und die Bürgerrechtsbewegung, über die NATO und die Verhandlungen für eine Rüstungskontrolle. Ich begleitete Präsident Nixon nach Moskau und war dabei, als er seinen Rücktritt erklärte. Von den USA wechselte ich nach Europa, berichtete über die Beitrittsverhandlungen Großbritanniens mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und über die Schlussakte von Helsinki, erlebte als Osteuropa-Korrespondentin das Ende des Kalten Kriegs und den Niedergang der Sowjetunion. Während der letzten zehn

Jahre beim *Guardian* berichtete ich als internationale Korrespondentin von den hochrangigen Gipfeltreffen auf der ganzen Welt.

1996 erklärte der Chefredakteur Alan Rusbridger, die *Guardian*-Leser wären durch die Bank jünger als die meisten seiner langjährigen Mitarbeiter. Damit war auch ich gemeint. Vielen Dank für Ihre Dienste, aber es ist an der Zeit, abzutreten und Platz zu machen. In meinem Fall löste das eine massive Verunsicherung aus und das Gefühl von Unzulänglichkeit. Ich wollte nicht zum alten Eisen gehören und mich schon gar nicht zur Ruhe setzen. Rettung nahte in der Person des Verlegers (Lord) George Weidenfeld, mit dem ich seit Langem befreundet war: Von ihm erhielt ich den Auftrag, ein Buch zu schreiben – die Biografie Simon Wiesenthals, die mich zwang, über Dinge nachzudenken, die ich ein halbes Leben lang verdrängt hatte: über mein Judentum, über Antisemitismus und Zionismus und über das Thema Schuld und Gerechtigkeit.

Ich bin eine weltliche Jüdin, die sich mit jüdischen Themen und jüdischen Institutionen nur selten auseinandergesetzt hat und die ihre Zugehörigkeit zu diesem Stamm zwar nicht verschwieg, aber auch nicht an die große Glocke hängte – obwohl ich wusste, dass fast alle, die mich kannten, es wussten. Ausschlaggebend dafür, dass ich schließlich begriff, wie wichtig es war, stolz auf mein Judentum zu sein, und dass es Teil meines Menschseins war, war aber nicht so sehr Simon Wiesenthal als vielmehr George Weidenfeld. George verteidigte sein Leben lang das Existenzrecht Israels und trat entschlossen und lautstark gegen jede Form von Antisemitismus auf. Ich konnte nicht mehr so tun, als ginge mich das alles nichts an, und meine Werte wandelten sich zum Besseren. Ich engagierte mich für das *Centre for German-Jewish Studies* an der Sussex

University, und als die Universität das *Weidenfeld Institute of Jewish Studies* ins Leben rief, wurde ich eine aktive Fundraiserin und Unterstützerin dieser Einrichtung.

Nach der Wiesenthal-Biografie fiel George Weidenfeld sofort etwas Neues für mich ein. Er bot mir die Mitarbeit in seinem »Club of Three« an, jenen Konferenzen, bei denen ranghohe Diplomaten, Politiker und Wirtschaftstreibende aus Großbritannien, Frankreich und Deutschland über europäische Angelegenheiten diskutierten. Das war der Beginn einer neuen Laufbahn, zunächst im Rahmen der »Club of Three«-Konferenzen und später als Leiterin des Kunst- und Kulturprogramms im von George neu gegründeten *Institute for Strategic Dialogue*. Diese Arbeit erweiterte meinen Horizont um eine neue Dimension spannender Erfahrungen und Begegnungen. George war einer der bemerkenswertesten Menschen, die ich je zu meinen Freunden zählen durfte, und die Zusammenarbeit mit ihm war ein unablässiges Feuerwerk an Ideen und neuen Aufgaben.

Als George seinen 90. Geburtstag feierte, lud Lord Norman Foster zu einer unvergesslichen Party in die Schweiz ein. Unter den Anwesenden waren alle vertreten, die in der Welt der Politik, Wirtschaft und Kunst Rang und Namen hatten – und ich, das Kindertransport-Kind Nr. 4672, war auch dabei und mit vielen von ihnen befreundet. Gewiss, wird man denken, hätte allein meine »Weidenfeld-Ära« reichen müssen, meine Unsicherheit schließlich doch noch zu überwinden. Nur, so war es nicht. Dem Bedürfnis nach Anerkennung entkomme ich nicht, nicht einmal dann, wenn ich öffentlich geehrt werde. Es ist ein offenes Gefängnis, aus dem ich keinen Ausweg gefunden habe. Ich bin von unsichtbaren Mauern umgeben.

* Im englischen Original auf [S. 434](#).

KAPITEL 1

Goodbye Österreich - Hello England

Ich hatte eine gute Reise. Die Grenzkontrolle war überhaupt nichts. Wir wurden nur gefragt, ob wir Schreibmaschinen hätten. In der ersten Nacht im Zug konnte ich nicht schlafen. In der zweiten Nacht kamen wir ins Schiff. Die meisten spieben, ich aber nicht. Am nächsten Tag wurden wir am Schiff nochmals untersucht und zwar von einem englischen Doctor. Wir mußten uns dabei nicht einmal ausziehen. Um 11 Uhr stiegen wir wieder in die Bahn und fuhren nach London. Wir wurden in einen Saal geführt und den Garanten übergeben. Mich holte nur die Tochter ab, da Mrs. Infield ihren Fuß gebrochen hat. Gladys, so heißt die Tochter, ist ein liebes Mädels ...

Diesen nüchternen Bericht von meiner Reise im Kindertransport schickte ich am 16. März 1939, dem Tag nach meiner Ankunft in London, an meine Mutter. Ich war elf Jahre alt. Um die Bedeutung dessen zu erfassen, was mir passiert war und wie sich das auf meine Identität und meinen Charakter, auf meine Beziehungen und auf meine

Arbeit auswirken würde, benötigte ich viel länger - ein Leben lang.

Manche Flüchtlinge sind mit einem perfekten Gedächtnis gesegnet und können sich auf eine Fülle an Dokumenten und Briefen aus der Zeit vor Hitler stützen, um ihre Herkunft zu rekonstruieren und ihre Geschichte zu erzählen. Darum beneide ich sie. Mein Gedächtnis ist ein Sammelsurium aus Scherben und Schnipseln, die sich gemeinsam mit den wenigen erhaltenen Briefen und Dokumenten zu einem bestenfalls unscharfen Bild meiner Kindheit in Wien und meiner Ankunft in London zusammenfügen lassen. Die Handvoll verblasster kleiner Schwarzweißfotos deutet auf ein scheinbar unbeschwertes, stabiles Leben hin: ein attraktives junges Paar, meine Eltern; eine glückstrahlende Großmutter mit mir als Baby im Arm; im Park spielende Kinder; ein kräftig gebautes Mädchen, das mit angespannten Muskeln und nur in der Badehose am Rand eines Swimmingpools steht und sich bereit macht, ihr Können als Schwimmerin unter Beweis zu stellen. Geblieben ist mir auch mein Stammbuch aus der Schule, voller Versprechen immerwährender Freundschaft und kleiner Zeichnungen zu meinem achten Geburtstag - oder war ich da schon neun? Ebenfalls erhalten sind unzusammenhängende Briefe und Postkarten und ein paar Dokumente, aufbewahrt von meiner Mutter, die den Nazis in Österreich zum Glück drei Wochen nach meiner eigenen Ankunft in England entkommen konnte; sie muss sie noch rasch in einen der kleinen Koffer gestopft haben, die die Flüchtlinge mitnehmen durften. In meinem Gedächtnis füllen diese Trophäen nur ein paar Lücken, sie geben aber auch einiges über das Liebesleben meiner Mutter nach ihrer Scheidung preis und rücken ihre eigene Version davon in ein anderes Licht. Eingebrannt in meine

Erinnerung ist ein schemenhaftes Bild von der Ankunftshalle in der Liverpool Street Station, das nahtlos übergeht in ein Zimmer im zweiten Stock eines Hauses in der Brondesbury Road im Londoner Stadtteil West Hampstead. Fast achtzig Jahre später stoße ich im Archiv des *World Jewish Relief* auf zwei Ordner – einer wurde über mich angelegt, der andere über meine Mutter. In meinem steht, dass ich die Nummer 4672 in einem Kindertransport-Kontingent von 10.000 jüdischen Kindern war, die nach den Gräueltaten der »Kristallnacht« im November 1938 aus Deutschland und Österreich herausgeholt und nach England gebracht wurden.

So wie viele andere aus gutbürgerlichen Verhältnissen stammende Kinder muss ich im Wien der Vor-Hitlerzeit ein unbeschwertes Leben geführt haben. Ein Element fehlte allerdings – mein Vater. Als sich meine Eltern scheiden ließen, war ich drei Jahre alt. Danach sah ich ihn so gut wie nicht mehr. Dafür hatte ich meine Großeltern und meine Mutter, die mich liebten, und ich hatte Freunde, mit denen ich zuerst noch im Park spielte und später zusammen in die Volksschule ging. Es war eine gemischte Knaben- und Mädchenschule mit einer, den Namen nach zu schließen, beträchtlichen Anzahl an jüdischen Kindern und Lehrern. Mein gerettetes Stammbuch war ökumenisch gehalten. Die Kinder an der Schule nannten mich Helli, ein Spitzname, der mir noch viele Jahre erhalten blieb. Das Album war das Geschenk eines meiner Mitschüler zu meinem siebten Geburtstag 1935. Er hieß Peter Bergel und hatte mir das folgende Gedicht gewidmet:

*Zu Deinem heutigen Wiegenfest
will ich dies Buch Dir
schenken
Ich wünsch Dir das*

*Allerbest
Du sollst stets an mich
denken*

Ich muss gestehen, dass ich mich überhaupt nicht an ihn erinnere. Die Einträge enden im Juni 1938, drei Monate nach dem »Anschluss«. Zu meinem Geburtstag in jenem Jahr schrieb Dorli Kessler: »Im Glück sei niemals stolz, im Unglück edelmütig; dem Freund stets getreu, und gegen Feinde gütig. Erinnere Dich an Deine Mitschülerin.« In dem Stammbuch finden sich aber nicht nur die Zeichnungen und Sprüche meiner Freundinnen, sondern auch die einiger Lehrer. 1937, als sich die Sturmwolken über Österreich bereits bedrohlich zusammenzogen, schrieb der Religionslehrer Viktor Rosenfeld: »Sei stets stolz auf Dein Volk und Deinen Glauben, und Du wirst immer den richtigen Weg finden.« In einem der letzten Einträge vom Mai 1938 finden sich die folgenden Worte eines anderen Lehrers, Dr. Wilfried Holländer: »In Not sei geduldig, im Glück sei gütig. Frisch vorwärts in Gefahr« (ein Hinweis darauf, dass die guten Zeiten vorbei waren). Die noch verbleibende Schulzeit bis zu meiner Abreise aus Wien ist aus meinem Gedächtnis gelöscht.

Ich muss ein glückliches Kind gewesen sein – glücklich in meiner Umgebung, fleißig und gut in der Schule, beliebt bei meinen Freunden und meiner Mutter inniglich – vielleicht zu inniglich – verbunden. Als sich meine Eltern scheiden ließen, war ich zu jung, um meinen Vater richtig zu kennen oder die Umstände zu verstehen, die zum Bruch der Ehe geführt hatten. Später sollte meine Mutter stets der orthodoxen Familie meines Vaters die Schuld geben. Selbst aus einer weltlichen Familie stammend, so ihre Version, konnte sie, als sie sich in meinen ähnlich weltlich gesinnten Vater Ernst verliebte, nicht ahnen, dass sein

orthodoxer Hintergrund irgendwann zum Problem werden würde. Ich hatte aber immer schon den Verdacht, dass viel mehr hinter der Trennung steckte. Doch wie bei vielen anderen Dingen auch, unterließ ich es, meine Mutter zu einer genaueren Erklärung zu drängen, und später, als ich in einem Alter war, in dem ich eine Erklärung benötigt hätte, konnte ich meinen Vater nicht mehr fragen. Nach seiner Auswanderung in die USA 1938 sah ich ihn nie wieder; geblieben ist mir nur ein unpersönlicher Brief, den er mir 1957, kurz vor seinem Tod, geschrieben hat. Er liest sich wie das Schreiben eines Fremden.

Nach 1935 oder 1936 trat, in unregelmäßigen Abständen, eine andere Vaterfigur in mein Leben. Meine Mutter hatte sich in einen russischen Emigranten namens Maxim Kaplan verliebt, der als erfolgloser Geschäftsmann zwischen Wien und Paris pendelte. Ihn liebte ich sehr, und aus den Briefen, die ich noch habe, geht seine tiefe Zuneigung für mich hervor. Die Liebesbriefe an meine Mutter, sofern es welche gegeben hat, dürften verloren gegangen sein. Von ihm sprach sie immer als der großen Liebe ihres Lebens, und ein paar Jahre lang waren sie und Kapi - wie wir ihn nannten - ein glückliches Paar. Wenn sie ihn in Paris besuchte, was sie oft tat, blieb ich bei den Großeltern. 1938 stand es mit der Beziehung offenbar nicht mehr zum Besten. Kapi war in Paris, außerstande, als Geschäftsmann Fuß zu fassen, und auf seinen nach England emigrierten wohlhabenderen Bruder angewiesen. Er war ein talentierter Zeichner und versuchte, seinen Lebensunterhalt mit animierten Postkarten zu verdienen, kleinen Bildern, die von Vogelgesang, tierischen oder menschlichen Lauten untermalt waren und deren Funktion er mir einmal in einem illustrierten Brief erklärte. Nur wurde aus dem Geschäft leider nie etwas. Meine Mutter muss sich in ihren Briefen unaufhörlich beklagt haben, dass

sie sich vernachlässigt fühlte und er offenbar nicht wollte, dass sie zu ihm nach Paris kam. Umgekehrt beklagte sich Kapi in seinen Antworten, die meine Mutter aufbewahrt hat, dass sie kein Verständnis für die Schwierigkeiten habe, in denen er steckte - seine Mittellosigkeit, die miserable Unterkunft und seinen schlechten Gesundheitszustand; sie enthielten aber auch immer ausführliche Beschreibungen seiner Geschäftsanbahnungen.

Irgendwann muss ich ihn in einem Brief gefragt haben, warum er meiner Mutter nicht mehr schrieb. So als korrespondierte er mit einer vernünftigen Erwachsenen, antwortete er, dass er ihr seine Probleme erklärt habe und auch, wie depressiv er sei. Sie hätte jedoch kein Verständnis, ja nicht einmal mehr ein freundliches Wort, weshalb es vorläufig besser sei zu schweigen. Der vertrauensvolle Austausch zwischen Kapi und mir scheint trotz der Spannungen mit meiner Mutter nicht abgerissen zu sein. In einem seiner letzten Briefe, der ein paar Monate nach dem »Anschluss« datiert ist, zeigt er sich besorgt um mein Wohlergehen und fragt, ob ich noch zur Schule gehen dürfe und ob meine nichtjüdischen Schulfreunde den Kontakt zu mir aufrechterhielten.

Mitte 1938, als die Juden in Österreich bereits überall um Asyl ansuchten, klammerten sich Kapi und meine Mutter wieder aneinander - wenn auch nur postalisch. Nach unserer Ankunft in England finden sich keine Briefe mehr von ihm. Dann brach der Krieg aus und von Kapi verlor sich jede Spur. In der verzweifelten Hoffnung, er könnte überlebt haben, versuchte meine Mutter 1946, seinen Bruder ausfindig zu machen. Dazu engagierte sie sogar einen Schmalspurdetektiv, dem sie die damals fürstliche Summe von 2,50 Pfund bezahlte (ich habe die Rechnung gefunden). Er spürte den Bruder in Hampton Hill in Richmond auf, wo ihm offenbar eine kleine

Spielzeugfabrik gehörte. Und wieder komme ich keinen Schritt weiter: Ich weiß nicht, ob sie diesem Hinweis nachgegangen ist. Kapi bleibt eine undeutliche, aber sehr schöne Erinnerung.

Da ich in meinem Leben nie eine bleibende Vaterfigur hatte, weiß ich auch nicht, was mir abgeht. Was ich aber sehr wohl weiß, ist, dass die an sich schon komplizierte Beziehung zwischen einer alleinstehenden Mutter und der einzigen Tochter in unserem Fall durch die Flucht und ihre Folgen nicht einfacher wurde. In Wien verband uns noch eine relativ unkomplizierte Mutter-Kind-Liebe. Als Kind war ich meiner Mutter bedingungslos zugetan. Ich muss ungefähr sechs Jahre alt gewesen sein, als ich ihr auf einem kleinen Zettel die folgenden Zeilen schrieb und sie mit kleinen Zeichnungen verzierte:

Mutter
Und bin ich einmal erwachsen
Und wäre ich noch so reich
Nie käm ein Schatz auf Erden
Dir liebe Mutter gleich

Meine Mutter, die in ihrem österreichischen Leben »Mizzi« und in ihrem britischen »Hanna« hieß, erwiderte diese Gefühle nicht minder bedingungslos. In Wien war sie aber auch noch mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, sie hatte einen Freundeskreis gehabt, eine Schar von Verehrern und zuerst meinen Vater und später Kapi. Als Neuankömmling in England wurde ihre Welt unweigerlich kleiner. Die englische Sprache beherrschte sie rasch. Sie war beliebt und freundete sich mit anderen Flüchtlingen an, später auch mit Briten. Männer, die für sie von Bedeutung gewesen wären, gab es keine mehr in ihrem

Leben. Ihr ganzes Augenmerk lag damit zwangsläufig auf mir.

In Wien verkehrte meine Mutter in einem bürgerlichen jüdischen Umfeld – lauter Familien, die sich selbst als vollständig assimiliert ansahen und nicht wahrhaben wollten, vielleicht auch bewusst verdrängten, wie sehr sie einer Illusion aufsaßen. Sie gehörte einer Welt an, die den Zusammenbruch der alten Strukturen und den unaufhaltsamen Aufstieg des Nationalsozialismus nicht zur Kenntnis nehmen wollte – einer Welt, die sich an das uralte Wiener Motto klammerte: *Es wird schon nix g'schehn*. Mizzi war gebildet und eine große Musikliebhaberin, die als junge Frau fast täglich in die Oper oder ins Theater ging. Ich erinnere mich an lange Spaziergänge, bei denen sie mir ganze Passagen aus *Figaros Hochzeit* und aus anderen Mozart-Opern vorsang. Die Operette war ihr mindestens so vertraut, und manchmal summete sie Melodien aus dem *Weißem Rößl* und erzählte mir, ich sei in St. Wolfgang im echten »Weißem Rössl« gezeugt worden.

Meine Mutter ging nicht zur Universität, sie besuchte aber eine Kochschule – was ihr in England zugutekommen sollte, wo sie von 1939 bis Kriegsende als Köchin arbeitete. Da sie noch einer Generation Frauen angehörte, in der nur relativ wenige einen Beruf anstrebten, war sie in Wien nie einer bezahlten Arbeit nachgegangen. Sie hatte sich aber – weniger, um Geld zu verdienen, als vielmehr aus Interesse – oft im Geschäft einer befreundeten Modistin aufgehalten und bei ihr die Hutmacherei gelernt und nebenbei, wie man Leder behandelt und Handschuhe herstellt. Nach dem Krieg stellte sich das als Glück heraus, denn dank dieser Fertigkeiten konnte sie die Hausarbeit hinter sich lassen und sich einen bescheidenen Lebensunterhalt als Modistin verdienen.

Ich fragte meine Mutter nie, wie Maxim Kaplan zu ihrem gesellschaftlichen Kreis gepasst oder ob sie ihn ihren Freunden und den wenigen Cousins je vorgestellt hatte. Wen er auf jeden Fall kannte, war meine Großmutter, die ihn offenbar mochte, aber zu Recht befürchtete, dass die Beziehung mit meiner Mutter nicht von Dauer sein würde.

Die Eltern meiner Mutter, Olga und Alfred, stammten ursprünglich aus dem slowakischen Iglava (Neudorf), verbrachten aber die meiste Zeit ihres Lebens in Wien. Als weltliche Juden fühlten sie sich wohl in ihrer Haut, und in den 1930er-Jahren, als Österreich von politischen Unruhen, dem Februar 34 und dem unaufhaltsamen Aufstieg der Nationalsozialisten erschüttert wurde, hielten sie sich aus der Politik vollständig heraus. Wie so viele andere Wiener Juden verschlossen sie lieber die Augen und klammerten sich an die Überzeugung (oder das Wunschdenken?), dass ihr ruhiges, unauffälliges Leben davon unberührt bleiben würde. Alfred war Beamter. Olga bekam zwei Töchter. Die Erstgeborene starb nach ein paar Monaten, wobei weder meine Großmutter noch sonst jemand je mit mir darüber reden wollte. Meiner Mutter, Jahrgang 1900, gaben sie den Namen Johanna Marie; sie wuchs als Einzelkind auf. Alfred starb 1934. Meine Großmutter Olga war eine lebenslustige Frau von erst Mitte sechzig, als der austrofaschistische Ständestaat in jenen fürchterlichen Märztagen 1938 in den letzten Zügen lag und sich bereitwillig Hitlers Würgegriff auslieferte. Und als der »Führer« am 15. März 1938 unter dem Jubel von 250.000 Menschen »die älteste Ostmark des deutschen Volkes« zum »jüngsten Bollwerk des Deutschen Reiches« erklärte, war es mit den alten Gewissheiten endgültig vorbei. Wer sich immer noch der Illusion hingab, Österreichs Wende zum Nationalsozialismus und seine Ankündigung, mit den Juden aufzuräumen, ließe sich eindämmen, wurde endgültig eines Besseren belehrt. Mit

Hitlers Rede und seinem Ruf zu den Waffen war das Schicksal der jüdischen Bevölkerung in Österreich besiegelt.

Unmittelbar danach gingen die judenfeindlichen Angriffe los. Jüdische Geschäfte wurden geplündert, Männer und Frauen zu erniedrigenden Arbeiten gezwungen, Akademiker aus ihren Posten entfernt, und das in Bayern gelegene Konzentrationslager Dachau nahm den ersten Transport österreichischer Juden in Empfang. Als am 9. November 1938, in der sogenannten Reichskristallnacht, die Wiener Synagogen in Flammen standen, jüdische Geschäfte verwüstet und die Juden geschlagen, erniedrigt und in tiefste Verzweiflung gestürzt wurden, erreichte die Verfolgung ihren vorläufig ersten grauenhaften Höhepunkt.

Ich muss gestehen, dass ich persönlich keinerlei Erinnerung an diese Ereignisse habe. Diese Gedächtnislücke ist mir besonders unangenehm, immerhin war ich zehn Jahre alt und ein aufgewecktes Kind. Und trotzdem kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern, wie es mir angesichts der schrecklichen Zustände um mich herum ging oder wie ich darauf reagierte. Alles, was mir geblieben ist, sind die von meiner Mutter aufbewahrten Briefe; aus ihnen spricht die Angst um mich und um Olga und ihre Hoffnung, aus Österreich herauszukommen – und wenigstens einen Teil ihrer Besitztümer zu retten. Einige Familien waren in weiser Voraussicht schon vor dem »Anschluss« emigriert, als es noch relativ einfach war, mitsamt ihrem Vermögen zu entkommen und ein neues Zuhause zu finden, vorzugsweise in den USA. Jetzt, da für die Juden in Österreich kein Zweifel mehr bestehen konnte, dass sie in ihrer Heimat zum Abschied freigegeben waren, wollten die allermeisten emigrieren. Dem setzten die Nazis auch nichts entgegen, denn sie wollten das Land ja »judenfrei« machen. Von der Endlösung war noch keine